



Es starben den Heldentod fürs Vaterland:

ELGAR V. BERNUTH

(Kapitel 8)

ADOLF CNYRIM

(Kapitel 31)

KURT SCHULZ-SEMBTEN

(Kapitel 24)

In dankbarer Erinnerung sei ihrer gedacht!

Kapitel 43

Kriegsschilderungen von Verwandten III

1. Gefechtsbericht über meine Tätigkeit am 7. September 1914

(Schlacht am Ourq)

von Fritz Paulus (Kapitel 27)

Am 6. September 1914 8 ½ Uhr abends wurde die 3. Kompagnie des Inf.-Reg. Nr. 66 in Chantareine, nordwestlich Rebais, wo es einige Stunden vorher eingerückt war, alarmiert, und trat mit dem Regiment 9 ½ Uhr abends von Rebais aus, in der Reihenfolge II., III. und I. Bataillon, den Rückmarsch in nördlicher Richtung an. Das I. Bataillon des Inf.-Reg. Nr. 66 traf am 7. September in den Mittagsstunden über Rowres marschierend in den Wald stücken südwestlich ein, und wurde, ohne aus den Feldküchen verpflegt zu sein, nach einstündiger Rast in das Gefecht eingesetzt. Die Kompagnien des I. Bataillons hatten gerade noch Zeit gehabt, Wasser zu trinken. Die 3. Kompagnie des Inf.-Reg. Nr. 66 entwickelte sich in südwestlicher Richtung, um das zweite Bataillon des Inf. Reg. 66 (Major Knauff) aufzufüllen und links zu verlängern. Unter heftigem Schrapnell- und Granatfeuer arbeiteten sich die Kompagnien schnell vor. Die Verluste nahmen durch das wohlgezielte Feuer der französischen Artillerie von Sprung zu Sprung zu, meine beiden Schützen neben mir wurden verwundet. Irgend eine Verbindung war bei dem unübersichtlichen Gelände bald nicht mehr vorhanden, weder nach den Seiten noch nach hinten zu der Befehlsstelle. Nur der Drang nach vorwärts war richtunggebend, und nach kurzer Zeit gelang es mir, mich mit demjenigen Teil meiner Kompagnie, den ich noch zu übersehen vermochte, in das II. Bataillon des Inf.-Reg. 66 einzuschieben. Ich traf hier auf Major Knauff persönlich, der sich sehr freute, mich an seiner Seite zu haben. Wir hielten eine Weile zusammen, sprachen uns aus und arbeiteten uns trotz des feindlichen Artilleriefeuers schnell vorwärts. Das Waldgelände wurde immer unübersichtlicher, und der Einfluß auf die Leute damit immer geringer. Wir waren inzwischen auf das II. Bataillon des Inf.-Reg. 26 (Hendrich), gestoßen, mit dem wir vereint in das Bois de Montrolles eindringen. Major Knauff (II. Bat. Inf.-Reg. 66), Hauptmann Ransch (5. Kompagnie, Inf.-Reg. 26) und ich (3. Kompagnie, Inf.-Reg. 66) verständigten uns bei dieser Gelegenheit einmal persönlich, teilten neue Verbände

ein, so gut es gehen wollte, und drangen mit den sehr vermischten Verbänden in westlicher Richtung durch das Kommando "Kompagnie Paulus, Sprung auf Marsch-Marsch" weiter vorwärts. Zu meiner Person hielten sich hartnäckig einige Unteroffiziere und Leute meiner 3. Kompagnie, darunter auch ein Hornist. Es bröckelte aber immer mehr ab, und schließlich war in meinem neuen Verband kaum noch ein 66er. Bei weiterem Vorgehen stieß ich an einem Chausseekreuz - Chaussee Betz-Asy mit einem breiten Fahrweg in westlicher Richtung - im Walde auf viele 26er unter Führung von Hauptmann Scheller in Begleitung von Leutnant v. Vethacke. Auf der Chaussee lagen sehr viele französische tote Radfahrer, auch einige Kavalleristen. Ich einigte mich mit Hauptmann Scheller dahin, daß wir mit allen Leuten, die wir im Walde fanden (26er, 66er, 165er) - er südlich des Fahrweges, ich nördlich desselben - bis an den Westrand des Bois de Montrolles vorgehen wollten, um hier Klarheit über die Lage zu erreichen. Ohne Halt ging ich sofort in westlicher Richtung weiter vor, wobei mein Hornist unaufhörlich "Rasch vorwärts" blasen mußte. Auch einige Tambours schlugen unaufgefordert den Sturmmarsch. Offiziere sind wir nicht mehr begegnet, die Linien wurden immer dünner, und als ich schließlich aus dem Walde heraustrat, dessen Rand an dieser Stelle tief lag, war ich nur noch von wenigen Leuten umgeben. Ich sah, daß nördlich von mir auch einige Leute aus dem Walde heraustraten, mit denen ich mich durch Winken mit dem Helm verständigte. Ich arbeitete mich mit einigen Leuten in dem Graben eines mit Bäumen bestandenen Landweges einige 100 Meter weitervor, der uns gute Deckung bot. Als ich an einer Wegebiegung mit zwei Leuten den Graben verließ, um Umschau zu halten, sah ich vor mir, wie aus der Erde gewachsen, ca. 12-15 französische Soldaten, die sich dicht um einen Offizier klumpenartig zusammengeballt hatten. Ich rief ihnen zu: "a bas les armes!" Gleichzeitig fielen aus nördlicher Richtung Infanterieschüsse, die meine beiden unerschrockenen Begleiter töteten, und einen Teil der Franzosen zu Boden streckten, darunter auch den Offizier. Der größte Teil der Franzosen schien tot oder verwundet zu sein, der andere Teil riß aus. Ich entnahm dem Offizier eine Karte, die aus einer Ledertasche heraus sah, hängte mir das Gewehr des einen gefallenen Begleiters um, und versuchte noch schnell, von dem erhöhten Punkt aus die Gegend zu übersehen. Ich konnte deutlich mit dem Glase erkennen, daß aus der Richtung Villers-St. Genest breite französische Schützenlinien, dazwischenberittene Offiziere, sich auf das Bois de Montrolles zu bewegten. Es wurde mittlerweile schummerig, meine Situation war nicht sehr erbaulich, da ich mutterseelenallein war, und weit und breit kein deutscher Soldat zu sehen war, dafür aber nördlich von mir breite französische Schützenlinien, die mir zunächst allerdings nicht stören konnten. Die plötzlich vor mir auftauchenden Franzosen werden ein letzter Trupp französischer Waldkämpfer gewesen sein, mit denen wir an mehreren Stellen vorher zu tun gehabt

hatten. Ich sprang in den Wegegraben zurück und lief dem Walde wieder zu, an dessen Rand ich mehrere Soldaten vorfand, darunter zumeiner großen Freude auch meinen Hornisten. Ich ließ "Sammeln" blasen undmarschierte langsam mit Halten am Waldrand entlang dem Südrand des Waldeszu. Unterwegs hatte ich mich eines herrenlosen Pferdes bemächtigt und michberitten gemacht. Mein Häuflein war stark im Wachsen, und als ich die Chausseeam Südrand des Waldes erreichte, hatte ich eine starke Kompagnie zu meinerVerfügung, darunter auch einige mir unbekannte Offiziere. Von den 66ern waren nur wenige dabei, 26er, 165er und auch einige von anderen Truppenteilen.Ich teilte die Kompagnien ein, ließ einige Griffe machen und redete den teilweise schwer ermatteten Leuten gut zu. Als ich im Begriff war, in Richtung Etavigny-Boullare zur Erkundung zurückzureiten, begegnete mir Oberleutnant Tretow, der Adjutant des Inf.-Reg. 26, zu Fuß mit einigen Leuten, der die Verbindung mit der Division suchte, die er in einem der soeben genannten Orte vermutete. Ich orientierte ihn über die Lage, soweit ich es vermochte. Da ich beritten war, übernahm ich die Orientierung bei der Division, und bat ihn inzwischen die Kompagnie zu übernehmen, um ein Auseinanderlaufen zu verhindern. Es war inzwischen dunkel geworden, einige brennende Ortschaften dienten mir als Wegweiser. Ich erreichte Boullare, wo sich ein Hauptverbandsplatz befand, und fand hier gleich, in einem Auto schlafend, den Divisionskommandeur, Exzellenz Riedel mit seinem Generalstabsoffizier, Freiherr von Schenkendorf. Da eine Störung der Schlafenden mir in diesem Augenblick nicht notwendig erschien, übergab ich einem neben dem Auto stehenden, anscheinend zum Divisionsstab gehörigen Unteroffizier meine schriftliche Meldung des Inhalts ungefähr: "1. Französische Schützenlinie vor 2-3 Stunden von Villers-St. Genest vorgehend! 2. Oberleutnant Tretow vom Inf.-Reg. 26 am Südrand des Waldes am Chausseeausgang erwartet Befehle für Inf.-Reg. 26. 3. Hauptmann Paulus Inf.-Reg. 66 mit einer starken versprengten Kompagnie eben da. 4. Zwischen Bois de Montrolles-Boullare keinem Truppenteil begegnet. 5. Wird Richtung Boullare rücken, um Schutz des Divisionsstabes und des Hauptverbandsplatzes gegen den Wald zu übernehmen.

Als ich in Boullare ein mit Verwundeten belegtes Gehöft betrat, um mir Kaffee geben zu lassen, wurde ich von einem Oberstabsarzt hart angelassen, weil der Kaffee nur für die Verwundeten da wäre. Ich fand zufälligerweise hier den sterbenden Major Schmelzer vom Inf.-Reg. 27, der mit mir zusammen jahrelang Seite an Seite beim Inf.-Reg. 66 gestanden hatte. Er war Chef der 4. Kompagnie gewesen, und so manches Manöver und so manche Besichtigung hatten wir zusammen erlebt. Manch fröhlichen Abend hatte ich im Kreise froher Kameraden, seiner vortrefflichen Gattin und seiner beiden Söhne in seinem gastfreien Hause verlebt. Nun dieses Wiedersehen auf dem Felde der Ehre. Ich drückte dem Sterbenden die Hand. Ich begrüßte auch noch den verwundeten Oberleutnant Tölke vom Feld-Art.-Reg. 40 und sah noch manche bekannte Gesichter.

unter den Verwundeten. Auf meinem Ritt nach Boullare hatte ich verlassene Geschütze gesehen und viele liegengelassene Maschinengewehre. Auch einen Sanitätswagen fand ich verloren im Gelände. Ich teilte dem Führer mit, daß sich im Walde viele Verwundeten befänden, die dauernd laut in deutscher und französischer Sprache um Hilfe schrien. Dieselbe Mitteilung hatte ich dem Oberstabsarzt gemacht, der so treu für seine Verwundeten sorgte.

Als ich zur Kompagnie zurückkam, die ich erheblich weiter östlich am Südrand des Waldrandes nach einigem Suchen fand, war Oberleutnant Tretow bereits dort. Die Kompagnie hatte ein anderer Offizier übernommen, Oberleutnant Tretow war mit den vorhandenen 26ern zum Regiment zurückgegangen, nachdem er durch die Division orientiert worden war. Wie mir mitgeteilt wurde, war in der Zwischenzeit ein Auto bei der Kompagnie gewesen. Die Kompagnie stellte trotz des Abgangs der 26er einen nicht zu unterschätzenden Gefechtswert dar, zumal sie einige Maschinengewehre dazu gefunden hatten. Während meiner Abwesenheit hatte man auch die in nächster Nähe liegenden Verwundeten zusammengetragen. Vom Feinde war im Walde nichts mehr bemerkt worden. Das Artilleriefeuer, das vorher immer noch in unveränderter Stärke auf dem Wald gelegen hatte, war verstummt, und es schien bei Freund und Feind Ruhe eingetreten zu sein.

. Es war mittlerweile dunkle Nacht geworden. Irgendeine tatsächliche Verbindung - außer durch Oberleutnant Tretow - mit Inf.-Reg. 26 oder Inf.-Reg 66 hatte die Kompagnie nicht herstellen können. Sie befand sich allein ohne irgendeine Anlehnung. Ich marschierte mit der Kompagnie und den Verwundeten in der Richtung Boullare ab, und fand Unterkunft für die Kompagnie in einer Feldscheune in der Nähe des Weges Quen Ferme - Etavigny. Die Verwundetenschickte ich mit einer Gruppe unter einem älteren Unteroffizier der 16er nach Boullare. Gleichzeitig sollte der Unteroffizier das Eintreffen und die bezogene Stellung der Kompagnie melden. Die Nacht verlief ruhig. Ich schlief kurze Zeit in einem Schäferkarren. Mit aufgehender Sonne begann es vor der Front lebendig zu werden. Von allen Seiten kamen deutsche Soldaten, einzeln und in Trupps von vorne zurück, die ich von Unteroffizieren sammeln ließ und meinen Kompagnien zuteilte. Gegen 6 Uhr erhielt ich durch den Ordonnanzoffizier der Division, Oberleutnant Freiherr Geyr v. Schweppenburg, 10. Husaren, den Befehl, die Kompagnie aufzulösen und die Leute regimentenweise zu ihren Truppenteilen zu dirigieren. Mit ungefähr 10 Mann, davon 2 von meiner 3. Kompagnie, suchte ich mein Bataillon, das ich in einem Waldstück westlich des Bahnhofes Antilly in einem Hohlweg fand. Die Freude meiner Kompagnie war groß. Man hatte mich schon als vermißt angesehen, und war sehr erstaunt, als ich ohne Helm in voller Frische wieder bei der Truppe eintraf. Meinen Helm hatte ich kurz vorher verloren, als mein Pferd in der Nähe eines Sumpflochs bockte, indessen Tiefen nur der Helm - und glücklicherweise

nicht ich - versank. Der anwesende Chormeister unserer Regimentsmusik, die als Krankenträger Dienstgetan hatten, überreichte mir freudestrahlend seinen ihm ewig drückenden Helm, er trug nämlich von da ab nur noch die Feldmütze. Den Helm habe ich solange getragen, bis die Sturmhauben aufgekommen sind.

Wenn ich vom 7. zum 8. September meinen Posten ausgefüllt habe, so habe iches der vortrefflichen Ausbildung zu verdanken, die mir als Offizier durch meineVorgesetzten zuteil geworden ist, und vor allem dem harten Soldatengeist, der mir in strenger Schule in 8 Jahren im preußischen Kadettenkorps anerzogen worden ist. Möge dieser heute von vielen Seiten verlästerte soldatische Geist der selbstlosen Pflichterfüllung unserem Volk erhalten bleiben. Dann wird es wieder aufwärts gehen.

2. Eine kritische Fahrt durch die Otranto-Straße 20. und 21. Februar 1918 von Clemens Wickel (Kapitel 31)

Es hatte diesmal sehr lange gedauert, bis unser braves Boot von den Schädender vorhergehenden Fernunternehmung so weit repariert war, daß wir mit guter Zuversicht in See gehen konnten. Endlich schlug auch diese Stunde. Die Erprobungen verliefen gut, die letzte Ausrüstung war an Bord, und unter den Grüßen und Wünschen der zurückbleibenden Kameraden verließen wir am 16. Februarabends den Kriegshafen von Pola, den Stützpunkt der ersten deutschen U-Flottille im Mittelmeer.

Die Besatzung bestand aus 41 Köpfen, 7 davon waren neu an Bord kommandiert, einige von ihnen noch nie zur See gefahren. Gleich nach dem Passieren der Hafensperre von Pola wurden wir von einem mächtigen Bora, dem eisigen Alpenwind der sonst so sonnigen Adria, in Empfang genommen. Volle zwei Tage hielt das schwere Wetter in unverminderter Stärke an. Infolge des starken Schlingerns und Stampfens des Bootes wurde eine Diesel-Maschine ernstlich unklar. Glücklicherweise befanden wir uns noch in der Nähe unseres Stützpunktes Cattaro, den wir zur Reparatur anliefen. Nach 24 Stunden Arbeit waren die Schäden wieder behoben. Am 20. Februar, morgens 6 Uhr, ging die Reise weiter. Zunächst liefen wir ganz dicht an der landschaftlich sehr schönen Küste entlang, dann steuerten wir im sechsstündigen Unterwassermarsch in 30m Tiefe der Mitte der Adria zu. Die Otranto-Straße, die für uns infolge der starken feindlichen Bewachung besonders gefährlich war, sollte auf jeden Fall in dieser Nacht passiert werden.

Kurz nach Einbruch der Dunkelheit tauchte das Boot auf, die elektrischen Batterien wurden nachgeladen, und dann ging es mit allem, was die Ölmaschinen hergeben konnten, auf die Otranto-Straße zu. Ab und zu tauchten abgeblendete feindliche Patrouillen-Fahrzeuge als schwarze undeutliche Schatten neben uns auf. Scheinwerfer durchfingerten mit ihren intensiven Lichtkegeln von beiden Küsten aus geisterhaft die schwarze Nacht. An verschiedenen Punkten stiegen Leuchtkugeln und Raketen auf, als Signale der feindlichen Bewachung untereinander.

Es war gegen 2.30 Uhr. Die Südspitze des italienischen Stiefelabsatzes lag an Steuerbord schon hinter uns. Nun glaubten wir uns in Sicherheit und liebäugelten bereits mit der Koje. Um 2.45 Uhr gingen wir auf etwas westlicheren Kurs, da tauchten gerade vor uns in allernächster Nähe 4 feine liebe Bewacher auf. Ausweichen nach der Seite ausgeschlossen, Alarmtauchen, runter so schnell wie möglich, die Maschine umstellen, die notwendigen Handgriffe zugleich an vielen Kurbeln, Hebeln und Ventilen, Fauchen

und Zischen der aus den Tauchtanks entweichenden Luft, und dann Totenstelle im Boot. 7m, 9m, meldet monotoner Posten am Tiefenanzeiger. Das Boot tauchte willig. Plötzlich ein schrilles, durchdringendes Kreischen, als wenn mit einem Drahtbesen an der Außenwand des Bootes entlang gefahren würde. Wir saßen mit dem Bug des Bootes im geschleppten Stahlnetz. Der Tiefenanzeiger zeigte auf einmal wieder 6 m, wir waren also wieder an der Oberfläche mit dem Boot, aber nur mit dem vorderen Ende. Hinten ging das Boot tiefer und tiefer, wie auf einem ganz steilen Abhang standen wir in dem Boot. Das lose Bilgwasser flutet rauschend gegen die hinteren Wände der einzelnen Bootsräume, Kisten und Eisenteile rutschen uns zwischen den Beinen hindurch. Die Neigung betrug bereits 25 Grad, alle Leute nach vorne. Mühsam arbeiteten sich die Leute mit den Leinengewichten in den vorderen Teil des Bootes. Die Maschinen werden auf äußerste Kraft gestellt. Tiefenruder hartnäckig unten. Alles in wilder und doch zielbewußter Bewegung. Plötzlich geht ein mächtiger Ruck durch das ganze Boot. Das Boot geht plötzlich vorne auf Tiefe, aber diesmal will das hintere Schiff nicht mit. Das Boot dreht sich um seine Mittelachse mit immer größerer Neigung schnell nach vorne. Wieder stürzt das Wasser gurgelnd brodelnd, die losgerissenen Gegenstände rutschen mit mächtigem Gepolter durch die engen Räume, die Leute stürzen nach Achtern. Die Trimpumpen laufen mit äußerster Kraft, um das Wasser wieder vorne nach Achtern zu bringen. Geflutet wird in die Regler, was sie nur aufnehmen wollen. Die Tanks sind voll, das Überlaufwasser spritzt in die Räume, grell leuchten Kurzschlußfunken auf, wo das Seewasser auf freie Teile der elektrischen Apparatur trifft. Plötzlich setzt die gesamte elektrische Beleuchtung aus, und beißend macht sich der scharfe Geruch von übergelaufener Schwefelsäure aus den Batteriezellen bemerkbar. Die elektrischen Notlampen beleuchten ein wüstes Chaos. Obwohl das Boot etwa 40 Centner zu schwer ist, will es nicht herunter. Da plötzlich ein heftiger Ruck, das Netz ist gerissen, das Boot geht gottlob auch hinten auf Tiefe, dann ein gewaltiges Getöse. Die erste Wasserbombe ganz dicht neben uns an der Bordwand, dann noch eine und noch eine. Gleich bei der ersten sind die Leute zum Teil an Deck oder gegen die Maschinen geschleudert worden. Einige klammern sich krampfhaft an Rohre und sonst greifbare Bootsteile. Glassplitter durchfliegen den Raum, und irgendwo dringt langsam Wasser mit durchdringendem zischendem Geräusch ins Boot. Aus dem Indikatorhahn der Dieselmotoren läuft das Wasser in Strömen.

Der kleine zweite Wachoffizier hockt auf den Sprossen der nur mit dem oberen Ende eingehängten Turmleiter, pendelt beängstigt mit dieser im Raume umher und versucht seine Notizen und Zeitaufnahmen in sein gänzlich durchnäßtes Notizbuch zu machen.

Tiefer und tiefer fällt das Boot, jetzt glücklicherweise fast horizontal. Bis auf 50 m unserer höchstzulässigen Konstruktionstiefe durfte es sinken. In jener Tiefe wollten wir

weiterfahren, weil wir uns dort am sichersten vor den üblen Wasserbomben fühlten. Wie im Fahrstuhl geht's abwärts, so schnell ging es noch nie indie Tiefe. Die Lenz-Pumpen arbeiten mit äußerster Kraft, da das Boot mindestens 20 Tonnen zu viel Wasser hat, 60m - 65m - 70m - , es will garnicht aufhören. Da die See dort über 300 Meter tief ist, müssen wir hoch. Plötzlich ein alles übertönender Doppelkrach. Wie wenn das Boot mit unsichtbarer Hand vorne festgehalten würde, schwingt es nun mit dem freien hinteren Ende nach unten. Überall bleiche verzweifelte Gesichter, aber kein Lärm oder irgendwelche Panik. Der Marine-Ingenieur Gräf arbeitet mit seinen prächtigen Leuten so ruhig, wie bei einer Probefahrt. Der erste Wachoffizier an dem Tiefenruder hatte das Arbeiten mit diesem schon längst als aussichtslos aufgegeben. Der Kommandant saß mit dem Steuermann im Turm, den er bei der Neigung des Bootes nicht verlassen konnte.

Als das Tiefenmanometer 85 m zeigte, gab es nur noch ein Mittel, Preßluft auf alle Tauchtanks, so viel und so schnell wie möglich. Wie am Schnürchen flog die Hebel herum. Ingenieur Gräf riß selbst die nötigen Preßluftventile auf. Scharfes Zischen der ausströmenden hochkomprimierten Luft, Gurgeln und Poltern des in dem Boote befindlichen Wassers und der darin treibenden Gegenstände, das Krachen von ferner liegenden Wasserbomben. Alles eine Wirre, gewaltige Symphonie. Das Boot lag so stark nach hinten und steuerbord über, daß wir auf den Seitenwänden des Bootes standen. Uns allen war es jetzt gewiß, daß das Ende kommen würde. So richtig hat in diesem Moment aber keiner von uns an das Gräßliche dieses hilflosen Absackens gedacht, nur daß uns der Knochenmann im Genick saß, und es mit unserer Kunst aus war, und daß nur der liebe Gott helfen konnte, das fühlten wir. Der liebe Gott hat auch ein Erbarmen gehabt, und, wie der Seemann sich ausdrückt, mit seinem "dicken Daumen" dazwischen gegriffen.

Das Boot kam zum Stehen, stand auf 86 m und nun stieg es erst langsam und dann schneller, immer schneller nach oben. Die Fahrt nach oben war schneller, als im schnellsten Fahrstuhl. Und nun ein mächtiger Ruck. Wie ein Luftballon schnellte das Boot infolge des erhaltenen großen Auftriebes aus dem Wasser heraus mitten zwischen die feindlichen Bewacher. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde natürlich wieder durcheinander geschleudert. Wir selbst lagen fast alle am Boden. Dem Zerdrückt werden dort unten waren wir nun glücklich entronnen, dafür aber unseren menschlichen Widersachern oben hilflos in die Hand gegeben.

Zu unserem Glück war das Wetter inzwischen schlechter geworden, und meterhohe Wellenberge schlugen über unserem Boot zusammen. Die Nacht war pechschwarz, und infolgedessen wurden wir von unseren Verfolgern nicht mehr gesehen. Gewiß freuten sie sich über unsere, ihnen sichere Vernichtung, sodaß sie

an ein Aufpassen gar nicht mehr recht dachten. Jedenfalls blieben wir zunächst von ihnen unbehelligt.

Unser Boot war tauchunklar und mußte zunächst erst wieder in Ordnung gebracht werden. Wir wußten nicht, was dem Boot passiert war, und versuchten zunächst mit den Maschinen so gut es ging weiter zu fahren.

Da die Dieselmotoren noch ganz voll von dem unten eingedrungenen Wasser waren, mußten wir elektrisch weiterfahren, und kämpften uns so langsam durch die schwarze See weiter. Gleich nach dem Auftauchen wurde mit dem Ausbesserer durch die Explosion der Bomben und durch das Wasser angerichteten Schäden begonnen. Die wichtigsten Kommandoanlagen wurden so gut, wie es ging, wieder in Ordnung gebracht. Auch die Tauch-Alarmklingel funktionierte nicht und wurde nachrevidiert.

Eben hatten wir die Dieselmotoren wieder angeworfen, und fühlten uns leidlich wohl, da plötzlich sackt ohne äußeren Anlaß das Boot hinten weg. Schotten dicht, ein Sprung ins Turmluck, Turmdeckel zu, war das Werk von einigen Sekunden. Vorne blieb das Boot hängen. Warum das Boot achtern weggesackt war, war uns unverständlich. Unten in der Zentrale Verwirrung. Bald stellte sich heraus, daß der Druckknopf der Alarmklingel im Turm sich in seiner Fassung eingeklemmt hatte, und beim Auswechseln der Sicherungen rasten die Alarmklingeln los, und routinenmäßig hatten die Leute die Schnellentlüftung aufgerissen in der Meinung, daß es sich um ein Alarmtauchen handelt.

Schnell wurden die Tanks wieder ausgeblasen, mit dem Rest der kostbaren Preßluft aufgetaucht und mit den Dieselmotoren weiter gefahren.

Mittlerweile tagte es, und wir waren noch kaum eine Stunde gefahren, da waren die Bewacher wieder bei uns. Wir mußten wieder tauchen. Das Manöver gingleidlich, nur stark hinterlastig war merkwürdigerweise das Boot. Unsere elektrische Batterie, die etwa 12 000 Ampere faßte, war bei dem vielen Manövrieren unter Wasser beinahe leer gefahren. Der Preßluftvorrat reichte nur noch zu einem einmaligen Ausblasen der Tanks auf etwa 40 m Tiefe.

Oben die Bewacher, die wie Spürhunde hinter uns waren. Fünf Stunden lang bewarfen sie uns mit Wasserbomben, die merkwürdigerweise immer zu kurzlagen. Es war uns unfaßbar, wie die Bewacher trotz Kursänderung und Abstellen fast aller Maschinen unsere Spur verfolgen konnten.

Gegen II Uhr meldete der Ingenieur, daß die Batterie so weit erschöpft sei, und daß wir auftauchen mußten. Inzwischen hatten wir das Boot klar zum Sprengengemacht, denn wir wollten es unter keinen Umständen in die Hände des Feindes fallen lassen.

Um II Uhr gingen wir auf Sehrohtiefe. Ein langer Rundblick, bei uns warnichts. Die Leute unten im Boot atmeten hörbar auf, als der Kommandant rief: "In nächster Nähe frei."

Ausblasen mit dem letzten Rest der Preßluft, Ölmaschinen anwerfen. Alles ging rasend schnell, und kaum waren wir an der Oberfläche, da tauchten auch am Horizont die Feinde wieder auf. Wir liefen mit äußerster Kraft vor ihnen her, und nach etwa 1 Stunde gaben sie das Rennen auf.

Jetzt sollte sich auch das Rätsel lösen, wie es den Verfolgern möglich gewesen war, unter Wasser dauernd mit uns Fühlung zu halten. Zwei Treibölbunker waren tief eingedrückt und aufgerissen. In braunen, dickem Schwaden quoll der kostbare Brennstoff heraus, und hinter uns eine breite Ölschleppe, so weit wir überhaupt nur sehen konnten. Nur der Umstand, daß die Feinde nicht damit gerechnet hatten, daß das Öl aus 60 m Tiefe etwa 20 Sekunden braucht, um nach oben zu kommen, hatte unser Leben gerettet.

Nun wurde uns auch der Doppelkrach in der Nacht klar, eine der Wasserbomben und das gleichzeitige Platzen der Treibölbunker hatten ihn verursacht, und durch das nachströmende Wasser war dann das Boot hinten so jämmerlich heruntergezogen worden.

Noch etwas war sehr peinlich. Wir wußten nicht, wieviel Treiböl wir eigentlich verloren hatten. Ingenieur Gräf entwarf schnell eine neue Konstruktion. Durch Sprachrohre, Schläuche, Teile von Tauchapparaten, Schwimmwesten und sonstigen spärlichen Bordmitteln wurde schnell eine Notkonstruktion geschaffen, die es uns ermöglichte, das Treiböl aus den Reservebunkern an die Maschinen zu bringen. Angeseilt arbeiteten die Leute bei der schwer überkommenden Seestundenlang, bis wir endlich so weit waren, daß die Vorrichtung funktionierte. 20000 Liter Brennstoff hatte uns dieser Zwischenfall gekostet und uns um ein Haar das Boot und Leben.

Vor- und nachher waren wir noch oft in sehr üblen Lagen auf unseren Fahrten, doch keine Situation hat auf uns den Eindruck gemacht, wie jene Ewigkeit dauernden Stunden unter Wasser am Vormittag des 21. Februar 1918.

3. Über meine Erlebnisse bei meiner Gefangennahme

von Bernhard III v. Bernuth (Kapitel 8)

Im März 1915 wurden wir eines Nachts alarmiert. Bei der Dunkelheit, Müdigkeit der Leute und Unübersichtlichkeit des Dorfes dauerte es ziemlich lange, bis die Schwadron abmarschbereit war. Es war die Meldung gekommen, daß die Russen Angriffsabsichten zeigten. Wie sich später herausstellte, war ihnen durch Ruthenen unsere geringe Stärke verraten worden. Als die Eskadron im Laufschriftsich der Stellung näherte, waren die Russen bereits darin. Im Feuerkampf mit fast dreißigfacher Überlegenheit und in ungünstiger Stellung wurden die beiden Eskadrons und der M.-G.-Zug nahezu aufgerieben. Ich selbst hatte, sehr wider meinen Willen, den Befehl erhalten, in der Nähe der Kirche, wo sich mehrere Straßen kreuzten, als Posten stehen zu bleiben, um österreichische Truppenteile, die zu unserer Unterstützung eintreffen sollten, zu erwarten, sie zum in der Nähe befindlichen Brigadestab und gegebenenfalls an die Front zu bringen. Frierend stand ich an der Kirche. Das Pferd stand gesattelt im Stall des Pfarrhofes. Von vorne hörte man heftiges M.-G.-Feuer, ebenso längere Zeit lebhaftes Schützenfeuer. Im Dorf war viel Bewegung von Meldereitern- und -gängern, jedoch kam bei mir keiner vorbei, so daß ich mich nicht orientieren konnte. Nach einiger Zeit verließ der Brigadestab den Ort, etwas später wurden auch unsere Handpferde zurückgezogen, das meinige blieb zurück in erreichbarer Nähe angebunden. Es herrschte große Unruhe und Unsicherheit, deren Grund von mir weder zu sehen noch sonst festzustellen war. Das sollte sich aber bald ändern. Nachdem ich eine Zeitlang in stolzer Einsamkeit und fast unheimlicher Stille auf meinem Posten gestanden und gefroren hatte, erschien plötzlich ein Trompeter (Vizewachtmeister) von der Schwadron, und fragte mich, ob man noch zu den Schützen nach vorndurchkommen könnte, er habe den Auftrag, zu melden, wohin die Handpferde zurückgezogen worden seien. Da ich gesehen hatte, daß eine Patrouille, die aus der fraglichen Richtung kam, durch feindliches M.-G.-Feuer aus unbekannter Richtung Verluste gehabt hatte, sagte ich ihm, daß ein Durchkommen zu Pferd wohl schwer sei, zu Fuß aber sicher möglich sein werde. Diese Aussicht erschien ihm nicht sehr verlockend, er hielt mir einen Vortrag über seine Familienverhältnisse, betonte seine Bedeutung als Familienvater und verschwand, nachdem er mir befohlen hatte, auf die zurückgehenden Schützen der Eskadron zu warten und sie über den Standort der Handpferde zu orientieren. Beim Abschied rief er mir noch zu, daß die auf der von links kommenden Straße in einer Entfernung von 2 km sichtbar gewordenen Marschkolonnen, die ich für die erwarteten Österreicher hielt, Russen seien, womit er sich empfahl. Gleich darauf kam noch eine Patrouille von Drag.-Regt. 8 unter Verlusten durch feindliches Feuer von der anderen

Seite her. Ihr Führer, der damalige Unteroffizier v. Klitzing, den ich kannte, hielt beimir an, gab seinem Erstaunen Ausdruck, noch einen deutschen Soldaten im Ort zu finden, und machte mich darauf aufmerksam, daß die auf den Bergen im Rückenherumsteigenden Leute feindliche, und nicht, wie anzunehmen, eigene Schützenlinien seien. Es würde mir schwer sein, noch zurückzukommen. Ich sagte ihm meinen Befehl und meine sonstigen Wahrnehmungen, worauf sich die Patrouille, mir Hals- und Beinbruch wünschend, nach rückwärts durchzuschlagen versuchte, was ihr auch gelang, wie ich später hörte. Während unserer, etwa 2 Minutendauernden Unterhaltung, war das Bild sehr wenig erfreulich geworden. Vorn hatte der Kampfärm aufgehört, auf der Straße links waren die feindlichen Kolonnen, vor deren Spitze man Reiter sah, erheblich näher gerückt, die Straßenach rechts wurde von russischen Maschinengewehren beherrscht, und schräg im Rücken waren feindliche Schützenlinien im Begriff, von den Bergen herabzusteigen und die Rückzugsstraße zu sperren. Erst durch die Drag.-Patrouille, bzw. v. Klitzing, hatte ich Klarheit über die Lage gewinnen können, da das Wetter nicht sehr sichtig war, und ich mein Fernglas meinem Zugführer, Graf v. Schmettow, dessen eigenes kaputtgeschossen war, gegeben hatte. Mein Auftrag blieb weiterhin Kraft, war doch immerhin anzunehmen, daß unsere zurückgehenden Schützen vor den Russen erscheinen würden, und dann orientiert werden müßten. Daß von den Schützen die Mehrzahl gefallen und der Rest verwundet in Gefangenschaft geraten war, konnte ich nicht wissen. So blieb ich denn stehen, Deckung war wegen der winterlichen Kahlheit nicht vorhanden. Einzelne russische Schützen fingen an, aus größeren Entfernungen auf mich Scheibenschießen zu veranstalten, jedoch ohne Erfolg. Die Kugeln klatschten immer hübsch an die vor mir befindliche Kirchhofmauer. Da sich jedoch die Feinde links von mir bereits in ungemütlicher Nähe befanden, kroch ich auf allen Vieren den steilen, etwa 10 m hohen, die Aussicht nach vorn hindernden Abhang, auf welchem oben die Kirche stand, hinauf, um mich nach unseren Schützen umzusehen. Kaum oben angelangt, sah ich, der selbst durch Büsche gut gedeckt war, eine russische Marschkolonne, 8 Mann breit, friedensmäßig auf mich zu marschieren kommen. Ihr Anfang war noch ca. 200 m entfernt. Schnell riß ich den Karabiner von der Schulter und schoß so schnell es gehen wollte, einen Rahmen = 5 Schuß, raus. Bei der Größe des Zieles saß jeder Schuß, und faßte sogar meist mehrere. Ehe sich die Kolonne von der Überraschung erholt hatte und auseinanderspritzte, rollte ich den Abhang mit affenartiger Geschwindigkeit wieder runter, schwang mich auf mein braves Pferd und galoppierte die Rückzugsstraße entlang, da mein Auftrag unausführbar geworden war. Als ich um die nächste Biegung kam, fand ich die Straße von einer russischen Kompanie gesperrt, ihr Feuer tat mir nichts, aber zwang mich, einen anderen Weg zu suchen. Also kehrt! Ich ritt denselben Weg zurück, um auf der Straße nach links den Russen entgegenreitend über eine Brücke hinüber spitzwinkelig zurück auf Umwegen

die Rückzugsstraße zu gewinnen. Schon war die von mir zuerst beschlossene Kolonne an den Straßenrand gelangt, als ich mich der Brücke näherte. Der Anfang des russischen Heerwurms jenseits der Brücke war noch ca. 400 m entfernt; erreichte ich den hinter der Brücke spitzwinkelig zurückführenden Weg rechtzeitig, so war viel gewonnen. Aber auch das sollte mir nicht glücken. Als ich mich der Brücke bis auf 50 Schritte in schärfster Gangart genähert hatte, erschienen auf derselben, aus einem Graben plötzlich auftauchend, 20-30 Mann der russischen Spitze und riegelten auch diesen Weg ab. Wieder hieß es kehrt, und während von hinten und von der Seite kräftig Salut geschossen wurde, schoß ein Russe so schlecht, daß er mich von der Helmspitze befreite, was ich mit einer tiefen Verneigung quittierte. Es blieb nur noch ein Weg übrig, jedoch wußte ich nicht, wohin er führte. Karten hatten wir ja nicht. Kurz vor einer russischen Abteilung erreichte ich ihn und versuchte, so schnell das Pferd laufen konnte, einen Abstand von den bösen Feinden zu bekommen. Plötzlich eine Biegung, und ich befand mich in einer Sackgasse, auf zwei Seiten Hausmauern, auf der dritten ein tiefeingeschnittener, nur am Rande zugefrorener, vielleicht 8 m breiter kleiner Fluß, über den man höchstens zu Fuß hätte gelangen können. Damit war mein Schicksal besiegelt. Da ein deutscher Kavallerist bei den Kosaken, ebenso umgekehrt, auf Pardon nicht rechnen konnte, so hieß es eben nur mit Anstand jenseits hinüberzuwechseln. Mit dieser löblichen Absicht ritt ich nun, die Lanze gefällt, in scharfem Galopp den Weg wieder zurück. Die inzwischen vorgelaufenen Russen bildeten am Wege, hinter Zäunen und anderen Deckungen Spalier, und begrüßten mich wieder mit freudigem Salut. Nach vielleicht 150 Schritten sprang plötzlich ein Russe so aus einem Tore heraus, daß ich ihn zwar nicht mehr auf die Lanze nehmen, aber mit Schwung über den Haufen reiten konnte. Dann wurde es dramatisch. Spitz von hinten erhielt ich einen Schuß durch den linken Oberschenkel, ohne im Augenblick etwas anderes als einen heftigen Schlag und ein Vorfliegen des Beines zu spüren, jedoch traf dieselbe Kugel mein Pferd in den Kopf, und so schlugen wir Rad, wie die Hasen auf der Treibjagd, mit der ja auch meine Lage verteilte Ähnlichkeit hatte, fehlte doch eigentlich nur die versöhnende Aussicht, nach meinem Tode gespickt und gebraten zu werden. Als ich meine etwas ramponierten Glieder wieder gesammelt, und festgestellt hatte, daß ich noch laufen konnte, versuchte ich, dauernd aus nächster Nähe erfolglos beschossen, den kleinen Fluß zu Fuß zu überwinden. In der Mitte waren ungefähr 3 m offenes Wasser, das mir bis 30 cm über die Kniee ging, bei der großen Kälte ein recht zweifelhaftes Vergnügen. Scheußlich war am anderen steilen Ufer das Herauskommen. Mein linkes Bein machte doch nicht mehr so ganz mit, und so rutschte ich immer wieder unter dem Freudengeheul der am anderen Ufer stehenden Schützenbrüder ins Wasser zurück. Frühlingsgefühle waren es nicht, die mich beseelten.

Schließlich gelang es mir jedoch, einen Weidenast zu ergreifen, und mich mit seiner Hilfe auf das Ufer zuschwingen. Nach einem Schritt erhielt ich aber eine zweite Kugel fast an dieselbe Stelle und kippte um. Als ich wieder aufwachte, waren zwei Russen damit beschäftigt, mich auszuplündern. Meine Pistole, die ich noch kurz vor dem Umkippen gezogen hatte, lag noch schußbereit in meiner Hand. Da ich in den kurzen Sekunden keinen anderen Russen sah, schoß ich die beiden über den Haufen, erhielt jedoch aus dem Flußbett herauf, in dem sich noch andere beim Übergang befanden, einen Kolbenhieb über den Kopf, der mich wieder für einige Zeit in Dämmerzustand versetzte. Hätte ich nicht den festen Kürassier-Komißhelaufgehakt, wäre es wohl zu Ende gewesen, aber Unkraut verdirbt nicht. Nach mehr oder weniger langer Zeit wurde ich wieder lebendig. Die Kameraden der erschossenen beiden Russen hatten die Ausplünderung fortgesetzt, außerdem allerdings mich von meinen Waffen befreit. Besonders groß war die Freude, als sie meine noch dreiviertel volle Feldflasche mit Rum fanden. Strahlend ließen sie die Flasche kreisen und vergaßen ganz, mich völlig abzutöten. Das Trinkidyll wurde durch einen russischen Offizier gestört, der auch seinen Teil von dem Flascheninhalt verlangte. Er nahm dann auch einen guten Zug, mußte jedoch, auf drohendes Gemurmel seiner Untergebenen hin, die Flasche bald wieder zurückgeben, ein erheiterndes Schauspiel, wenn mir nicht damals das Verständnis und der Sinn für Humor gefehlt hätten. Als die Brüder sich meinen Rum einverleibt hatten, war ihnen weich ums Herz. Als etwas Dresche und einige gutgemeinte Kolbenstöße mich nicht zum Aufstehen und Laufen brachten, setzten sie mich auf ihre Gewehre und brachten mich über das Wasser. Dann wurde ich auf die zur Kirche hinführenden Treppenstufen gesetzt, und man versuchte mich auszufragen, was jedoch nur das Ergebnis hatte, festzustellen, daß ich ein Germanski Kavallerist wäre. Scheinbar hatten sie vor dem Germanski mehr Respekt, als vor den Österreichern. Nach einiger Zeit kam ein russischer Sanitäter vorbei, der von meinen Bezwingern aufgefordert wurde, mich zu verbinden, jedoch diese Zumutung entschieden mit den Worten: "Germanski niet!" ablehnte. Infolgedessen suchte ich die zwei Verbandpäckchen, die ich noch hatte, hervor, und versuchte mich selbst zu verarzten. Der Erfolg war aber höchst mangelhaft, da alles vollgeschweißt war, so daß man den Umfang der zwar großen und schmerzhaften, aber nicht sehr schweren Wunden nicht feststellen konnte. Wie sich später herausstellte, klaffte die erste tiefe Fleischwunde über 10 cm breit, wodurch auch der große Blutverlust hervorgerufen wurde. Nachdem ich mich etwa noch eine Viertelstunde hatte vergnügen können, wurde ich wieder auf Gewehre gesetzt und nach rückwärts getragen, wobei sich verschiedene alle 500 m stehende Relaisposten ablösten. Wir kamen dabei an einer Stelle vorbei, die die Bagagewagen des Brigadestabes passiert haben mußten. Bei den schlechten Wegen waren dabei manche leckeren Sachen und Bestecke herausgefallen, bei denen nun meine

Träger Halt machten, um sie einer näheren Besichtigung zu unterziehen. Diese führte sie zu mehreren Büchsen mit Gänseleberpastete. Nachdem sie geöffnet und berochen waren, wurde ich durch Zeichen gefragt, ob das Zeug zu essen wäre, dann mußte ich eine Probe essen, jedoch schien es dem russischen Geschmack nicht zuentsprechen, jedenfalls gaben sie nach eigenem Probieren mir unter Kopfschüttelndie vorhandenen Büchsen und noch etwas russisches Komißbrot dazu in die Hand, sodaß ich während meines geruhsamen Transports mich an Gänseleberpastetesatt essen konnte. Diese Schlemmerei kam mir bei der Hungerkur der nächstendrei Tage sehr zustatten. Nach vielleicht einer Stunde landeten wir in der Nähe einiger Häuser, in deren Windschutz ich aus der Entfernung einige Verwundetemeiner Schwadron, darunter meinen Heidelberger Leibburschen, Lt. v. Rohr, mit Knieschuß sitzen sah. Nach kurzem Warten erschien eine lange Kolonne Panjewagen, zum Teil bereits mit deutschen und russischen Verwundeten belegt. Wir wurden eingeladen, ich selbst wurde hinten auf einen Wagen gesetzt, auf dem schon mein Rittmeister v. Rochow mit Schulterchuß und der Führer des M.-G.-Zuges mit Bauchschuß lagen. Jetzt begann eine scheußliche Schinderei. Es war gegen 10 Uhr vormittags, und die Fahrerei ging bis 9 Uhr abends. Zweimal wurde gehalten, zuerst bei einem russischen Stabe, der uns auszufragen versuchte, und dessen Begleit-Tscherkessen nicht übel Lust zu verspüren schienen, uns abzumurksen. Schön war es, feststellen zu können, daß unsere deutschen Geschütze den feindlichen sehr überlegen waren und die Russen, auch den uns verhörenden Stab, sehr ängstigten, jedoch war diese Freude etwas wehmütig, da man sich sagen mußte, daß uns das nichts mehr nützen konnte und am frühen Morgen uns vielleicht vor der jetzigen Lage bewahrt hätte, wenn die Geschütze rechtzeitig hätten in Tätigkeit treten können. Zum zweitenmal hielten wir, um Pferdewechsel vorzunehmen. Es herrschte ein Hundekälte. Das Thermometer am Pfarrhause zu Harrassimow hatte früh 18 Grad R. angezeigt. Ein russischer Offizier einer vorbeimarschierenden Kavallerieabteilung hatte mir unter wenig freundlich klingenden homerischen Reden und dem Hurragebrüll seiner Leuteden spitzenlosen Kürassierhelm vom Kopf gerissen, so daß ein sogenannter Kopfschützer allein meinen kahlen schuldigen Scheitel zu wärmen versuchte. Schauderhaft war das langsame Absterben der unteren Gliedmaßen. Das vor meiner Gefangennahme in den schönen wasserdichten Kürassierstiefeln geschöpfte Wasser fror langsam ein, meine Füße und Beine ebenfalls. Die dadurch verursachten Schmerzen ließen die auch recht erheblichen der Wunde ganz in den Hintergrund treten. Von 4 Uhr nachmittags an spürte ich nicht mehr viel, auch der arme Wachtmeister mit Bauchschuß war verstummt. Abends gegen 9 Uhr kamen wir in Stanislaw bei einem Feldlazarett an. Ein gebrochen deutsch sprechender Arzt forderte mich auf, allein hinein zu gehen. Als ich das für unmöglich erklärte, wurde ich von zwei Sanitätern auf die Beine gestellt, jedoch schlug

ich, losgelassen, wie ein nasser Sack zu Boden, und wurde dann hineingetragen. Bis zuden Hüften war alles abgestorben. Nach einiger Zeit ging es dann zum Verbinden. Da das Wasser in den Stiefeln festgefroren war, mußten letztere aufgeschnitten werden. Nach Besichtigung der Beine und der Wunde erklärte der Arzt: "Allestot gefroren, muß abgeschnitten werden, die beide Fuß, sonst später der ganze Bein." Da mir bei meinem seelischen und körperlichen Zustand es ziemlich gleichwar, ob ich drauf ging, oder mehr oder weniger zum Krüppel wurde, weigerteich mich energisch, mich amputieren zu lassen, wurde flüchtig verbunden, unddann in Ruhe gelassen. Nachts hörte man heftiges Geschützfeuer. Neu eintreffende österreichische Verwundete erzählten, ihre Truppen hätten Stanislau angegriffen, ein russischer jüdischer Sanitäter berichtete, der Bahnhof würde bereits beschossen, und wir würden wahrscheinlich gar nicht abtransportiert werden können. Jedoch wurden wir in unserer Hoffnung auf mögliche Befreiung getäuscht. Der Angriff, falls es sich überhaupt um einen solchen gehandelt hat, kam nicht vorwärts, und wir wurden am Morgen verladen. Der Zug war ein recht primitiv eingerichteter Lazarettzug. Ich kam in ein oberes Bett, unter mir lagen verwundeter Kosak, der seine schlechte Laune in Fußtritten nach oben zum Ausdruck brachte. Tat es auch nicht sehr weh, so war es auch nicht angenehm. Nach zweitägiger Fahrt, auf der es nur einmal etwas Tee gab, kamen wir amspäten Abend in Winniza an, wurden ausgeladen und in einem Lazarett, das inden Lagerräumen einer Zuckerfabrik eingerichtet war, untergebracht. Wir erhielten Essen und wurden dann verbunden. Bei mir wurde die Wunde ziemlich flüchtig gereinigt, neu verbunden, dann wurde ich, was mir wegen meiner Schwäche gar nicht zum Bewußtsein kam, nicht in mein Bett zurück, sondern in ein in einem ganz dunklen Raum stehendes gebracht, wo ich wohl fast 24 Stunden schlief oder so hindämmerte. Meine Armbanduhr war mir im Lazarettzuge, während ich schlief, geklaut worden. Als ich endlich mal richtig wach wurde, sah ich mich um, stellte fest, daß rechts und links neben mir anscheinend Österreicher in beschaulicher Ruhe lagen, und schlief dann weiter. Als ich wieder aufwachte, hatte sich noch nichts geändert. Da mir auffiel, daß meine Schlafkameraden noch immer so merkwürdig ruhig lagen, sah ich genauer hin, und merkte nun, daß das auch nicht gut anders zu erwarten war, sie waren nämlich tot. Ich lag also in einer Totenkammer. Da hörte ich draußen Schritte, rief laut nach einer Schwester, die auch hereinschaute, jedoch bei meinem Anblick einen Schrei ausstieß und wieder verschwand. Nach längerer Pause kam dann der Arzt, Schwestern und Sanitäter und holten mich heraus. Ich wurde noch einmal verbunden, und dabei erklärte sich das Rätsel meiner bisherigen Unterbringung. In meiner Wunde fand sich viele, durch die Kugeln mitgerissene schwarze Haare, die der Arzt für Pferdehaare gehalten hatte. Sie stammten aber von meinem Pelz. Da der Arzt für sicher annahm, daß ich binnen ganz kurzer Zeit Starrkrampf bekommen und

draufgehen werde, da er das Injektionsmittel gegen Tetanus nicht hatte, so hatte er der Einfachheit wegen mich gleich in die Totenkammer bringen lassen. Um nun sein Versehen wieder gut zu machen, behandelte er mich von jetzt an, ebenso wie die wenigen anderen Reichsdeutschen, die außer mir noch in derselben Abteilung lagen, besonders gut. Dazu kam noch ein weiterer günstiger Umstand. Bei der Aufnahme der Personalien hatte ich als Zivilberuf "Student" angegeben. Da die Schwester, die nur über geringe Kenntnisse in der deutschen Sprache verfügte, immer fragte: "Doktor? Doktor?" sagte ich schließlich ja und galt von da an als gelernter Mediziner. Etwas später hatte ich Gelegenheit, meine Kenntnisse zu beweisen. Ich wurde eines Tages gleichzeitig mit einem Österreicher verbunden, der einen schweren, sehr unbequem sitzenden Oberschenkelschuß hatte. Kein Verband wollte festhalten, und die Wunde wurde durch das dauernde Herumrutschen ständig gereizt und an der Heilung verhindert. Der russische Arzt, der infolge seines Studiums zu Wien und Berlin gut deutsch sprach, fragte mich, ob ich nicht einen besseren Verband wüßte. Der Zufall kam mir zu Hilfe. In Heidelberg hatte ich mir mal eine Operation ansehen können, die auch einen komplizierten Verband erforderlich gemacht hatte. Mühsam versuchte ich, mich desselben zu erinnern, kommandierte dann in großen Zügen den Arzt, der diesmal den Verband selbst machte, und das Unglaubliche geschah, der Verband hielt. Das lag wohl kaum an meinen Anordnungen, sondern an dem besseren Verbindenden des Arztes, sonst hätten die oft sehr ungelerten Schwestern und Sanitäter verbunden, aber ich war von da an der große Mann, was natürlich nur im Rahmen der Kriegsgefangenschaft zu verstehen ist. Wir Deutsche erhielten bald das Essen der Ärzte und Schwestern und auch sonst manche Annehmlichkeiten. In der Hauptsache verdanke ich aber jenem Arzt die Erhaltung meiner erfrorenen Gliedmaßen.

4. Kriegserlebnisse aus dem Osten von

Elisabeth Engel (Kapitel 15)

Zu erzählen wird uns immer schwer fallen solchen gegenüber, die nicht selbst im Felde gewesen sind. Jede Schilderung wird da wesen- und farblos bleiben und ganz unzulänglich, gemessen an der Allgewalt dieses Erlebens.

Darum verstehe ich den Feldgrauen nur zu gut, der lieber schweigt von der Zeit draußen, weil ihr Gehalt nicht in Worte zu fassen oder gar auszuschöpfen ist. Ich glaube, daß die Saat aus jenen Tagen in vielen deutschen Herzen noch ihrem Auferstehungstag entgegen harret. Gott gebe es, daß wir sie noch keimen sehen, und daß die Früchte unseren Enkeln reifen. Heute ist es schwer, von Erfahrungen zu sprechen, die wir im Weltkrieg machten, weil unsere Gegenwart ihnen zu widersprechen scheint. Der jetzt doppelt hart auf uns lastende Alltag hat dies Erleben, das himmelhoch über uns hinaus ragte, verschlungen oder zurückgedrängt, aber grade weil er so lähmend ist, weil er die Schwungkraft und den Idealismus der ersten Kriegsjahre so ganz verloren zu haben scheint, ist es wohl doch unsere Pflicht, das große Erleben uns und unseren Nächsten wieder ins Gedächtnis zurückzurufen.

Wir haben einmal mitten in der Flut gestanden, in der überwältigenden Welle von Kraft und Begeisterung, und diese starke Bewegung hat uns getragen durch unendlich schwere große Tage. Wir haben dem Tod in die Augen gesehen, auch wir Frauen, nicht nur, wenn wir nächstelang unter Schwerkranken und Sterbendengewacht haben. Wir haben auch Ärzte, Schwestern und Pfleger unseres engsten Verbandes in der kleinen Lazarettkapelle aufgebahrt. Sie waren von Seuchen und Infektionen hingerafft, und keiner von uns wußte, ob er nicht der nächste sein sollte, der dort lag. Da ist in uns eine neue Wertung des Lebens aufgewacht, und gewiß war der Eindruck um so nachhaltiger, je behüteter das Heim war, aus dem wir kamen.

Viele von uns standen zum erstenmal in beruflicher Tätigkeit, oder gewannen doch den ersten Einblick in Zusammenarbeit und Pflichterfüllung, und voll Stolz durften auch wir unseren Dienst als notwendiges Glied in der großen Kette vaterländischer Hilfsarbeit betrachten.

Linsingen, der Führer unserer Armeegruppe, hat uns in einer sehr schönen Rede selbst gesagt, wie nötig er seine Schwestern brauche, als er uns im Februar 1915 an unserem ersten Bestimmungsort im Felde begrüßte. Schöner noch hat uns den Wert militärischer Disziplin und den Geist, der unsere alte Armee beseelte, unser späterer Korpsführer, Graf Bothmer, gezeigt, von dem ich zwar nie eine Ansprache gehört habe, der aber in seinem ganzen Wesen, durch die Art, wie er sich zu jedem seiner Untergebenen, vom höchsten Offizier bis zum einfachsten

Soldaten, zu stellen wußte, ein lebendiges Vorbild militärischer Tugenden war und blieb. Die persönliche Bekanntschaft mit diesem Feldherrn, der mit seinem kleinen Korps dem russischen Ansturm Stand gehalten hat und das Zurückfluten der Österreicher eingedämmt hat, seine immer gleich gültige Fürsorge für alle ihm Unterstellten, die auch wir Schwestern oft dankbar empfunden haben, die persönliche Bescheidenheit und Ritterlichkeit dieses großen Mannes gehört zu den schönsten Eindrücken unserer Kriegszeit.

Als wir alten Helferinnen vom Roten Kreuz, die seit August 1914 für die Heimatlazarette eingezogen waren, gegen Ende dieses Jahres gebeten wurden, uns für das Feld zu melden, hieß es sofort, daß nur der östliche Kriegsschauplatz für uns in Frage kommen könne. Für den Westen meldeten sich wohl damals schon mehr als genug, und heute bin ich dankbar, daß uns das Schicksal nach Osten führte, wenn ich von den zahlreichen Auswüchsen des westlichen Etappenlebens in den letzten Kriegsjahren hörte. Damals haben wir wohl bedauert, auf diese Weise zu fremden Truppenteilen zu kommen. Wir waren für Polen bestimmt, aber in Breslau erreichte uns der Befehl, nach Süden abzubiegen. Wir wurden dem Feldlazarett der 1. Preußischen Infanterie-Division zugeteilt und fuhren durch die verschneite Tatra, in Ungarn als erste deutsche Schwestern mit ungeheurem Jubel begrüßt, hinunter nach Munkacz am Fuß der Karpathen. Ein riesiges österreichisches Barackenlager, das sonst wohl als Truppenübungsplatz diente, war hier von unserem Chef, Oberstabsarzt Collin, für seine Zwecke belegt worden. Dort sind wir für das ganze Karpathenkorps das erste und fast einzige größere Feldlazarett gewesen, während des langen harten Winters, da um den Zwinningekämpft wurde. Daß die Tapferen, die mit schweren Wunden, bössartigen Seuchen und dazu mit abgefrorenen Gliedern aus dem Waldgebirge zu uns gebracht wurden, hier bald wirkliche Pflege und Ruhe finden konnten, ist das große Verdienst dieses Mannes. Er hat als glänzender Organisator dort im Kriege ein Lazarett geschaffen, das über 3000 Betten verfügte und weit über den Rahmen eines Feldlazaretts hinaus wuchs. Unermüdlich war er im Anfordern von Krankenpflegematerial und neuen Hilfskräften, denn ein Stab von über 100 Schwestern genügte noch kaum für die zu bewältigende Arbeit. Wir aber waren stolz darauf, die ersten am Platze gewesen zu sein zu einer Zeit, wo uns kaum etwas anderes zur Verfügung stand, als zugige Baracken mit Feldbetten, die den vielen Verwundeten und Kranken als erster, ach so dürftiger Unterschlupf dienen sollten. Da haben wir gelernt, uns mit Nichts zu behelfen. Wir waren in's Wasser geworfen und mußten schwimmen, und diese ersten schweren Erfahrungen sind uns noch oft im Krieg und im Leben nützlich gewesen. Nie werde ich die Dankbarkeit vergessen, mit der man dort jede Lieferung an Verbandsmaterial, an Werkzeugen zur Krankenpflege und an Liebesgaben begrüßte. Munkacz ist ein kleines Nest, wo man nicht viel kaufen konnte und lag auch für uns zu weit ab.

Aber eine treue Helferin fanden die Deutschen dort im Castell an der Gräfin Schönborn, die sich ganz für das Lazarett zur Verfügung stellte, und als Oberin ebenso treu für die Deutschen, wie für die Österreichisch-Ungarischen Baracken-Stationen gesorgt hat. So konnten wir nach kurzer Zeit wirklich sachgemäß arbeiten, und als wir nach einigen Monaten dieses erste Wirkungsfeld verließen, stand es absolut auf der Höhe eines Heimatlazaretts. Ich selbst habe das Abrückendes Feldlazaretts, das nun wieder ohne Schwestern an die Front kam, nicht miterlebt. Ich hatte mir Rückfallfieber geholt, und war im Lazarettzug nach der Heimat geschickt worden. Aber ich bin später von Galizien aus noch einmal nach Munkacz durch die Karpathen gefahren. Da habe ich all die Orte selbst gesehen, um die soviel Blut geflossen ist, und all die kleinen Dörfer, deren Namen uns aus den Berichten unserer Verwundeten so geläufig waren, und all die einsamen Soldatengräber begrüßt.

Zu Hause war ich bitter enttäuscht zu erleben, wie wenig man dort von unserer Südararmee wußte. Alles sprach vom westlichen Kriegsschauplatz und verfolgte mit fieberhafter Ungeduld die Operationen dort. Von den grenzenlosen Entbehrungen und Anstrengungen des Winterfeldzuges in den Karpathen wußte die allerwenigsten. Gewiß mögen Trommelfeuer und Fliegerangriffe im Westennervenzerstörend und aufreibend genug gewesen sein, aber wenn man uns die deutschen Jungen mit schwarz gefrorenen Gliedern anbrachte, wenn dann solch ein Jünger unter ihnen war, dessen beide Hände und beide Füße wegen Frostschaden abgenommen werden mußten, wenn sie erzählten hatten, wie draußen in den Bergen eine Patrouille aufgefunden wurde, die Mann für Mann im Anschlag erfroren stand, dann konnte man selbst den Augenblick nicht erwarten, der einen zu diesen Tapferen zurückführte, und ich war froh, als ich mich in Stry wieder zu meinem Schwestertrupp zurückfinden durfte. Der war der Südararmee treu geblieben und arbeitete in einem Kriegslazarett, das am Rande des galizischen Landstädtchens in einer Kaserne untergebracht war. Dort mußte er über zwei Jahre festliegen. Dort haben wir die Verwundeten der beiden Brussilow-Offensiven gepflegt, Zeiten erlebt, wo Tag und Nacht durchgearbeitet wurde, weil nicht nur die Krankensäle, sondern Korridore und Nebenräume bis auf das dunkelste Eckchen mit Strohsäcken belegt waren. Dort haben wir zur Zeit des Rückzugs fluchtbereit auf gepackten Koffern gesessen, aber von dort aus haben wir auch endlich unseren Siegeszug durch Galizien erlebt. Wir durften im Herbst 1917 wieder ins Feldlazarett vorrücken. Hier lernten wir unseren Armeeführer persönlich kennen, den wir von Lazarettbesuchen, wo er mit jedem sprechend von Bett zu Bett ging, wie durch die begeisterten Berichte von Offizieren und Mannschaften schon längst verehren durften. Aus den Gesprächen unserer Landsleute hat man überhaupt viel erfahren, vor uns nahmen sie ja kein Blatt vor den Mund, und ich glaube, daß sie wahrheitsgetreue Bilder zeichneten.

Ich habe ihren Anteil an dem Schicksal ihrer verwundeten oder gefallenen Vorgesetzten stets ehrlich und treu gefunden, besonders für die aktiven Offiziere, die alles von Anfang an mit ihnen geteilt hatten. Hart, aber gerecht, war ihr Urteil über die, die ihren Beruf als Erzieher und Vorbild nicht erfüllt hatten. Aber die Anerkennung der Leistung unserer Offiziere überwog. Oft hat ein einziger Unzufriedener die ganze Station aufsässig gemacht, aber meist war die alte Ordnung schnell wieder hergestellt, wenn man ihrer Beweisführung nachging und die Haltlosigkeit ihrer Schlagworte und Phrasen den anderen klar machen konnte. Ich habe gerade unter Soldaten so schöne Beweise von Anhänglichkeit, Opferfähigkeit und stillem Heldentum erlebt, daß ich fest daran glaube, daß unser Volk das fremde Gift, das es jetzt durchseucht, wieder ausscheiden und sich auf sich selbst besinnen wird. Jedenfalls hatten wir gerade in Czortkow wieder mehr Zeit zu solchen sozialen Studien durch Gespräche mit den Leuten, denn unsere eigentliche Pflegearbeit ebte allmählig ab. Verwundeten- Transporte kamen immerseltener, nur die Seuchenlazarette waren noch stark belegt. Unser Lazarett bekam aber von Berlin eine Anerkennung dafür, daß es auf streng wissenschaftlicher Grundlage alle Vorkehrungen traf, um die Epidemien zu bekämpfen, und wir haben in unserem Ärztekasino dort manche anregende Stunde verlebt. Wir hatten nun auch Muße zu köstlichen Wanderungen in der reizvollen Gegend und zu behaglichen Plauderstündchen im Schwesternheim. Das war zwar nur eindürftiges Flüchtlingshaus, was wir uns mit ein paar Seidenpapiervorhängen und einigen Buntdrucken aus der Jugend möglichst wohnlich ausgestattet hatten. Dort hat auf einem zum Sofa frisierten Feldbett als Ehrenplatz unser Generaloberst den Tee bei uns getrunken, und wir saßen auf unseren Feldkoffern, ebenso froh, wie im festlichen Salon. Und immer wieder hat er dafür gesorgt, daß wir an Einrichtungsgegenständen nachgeliefert bekamen, was in dem ausgeplünderten Lande, in dem vor uns die Russen gehaust hatten, noch aufzutreiben war.

Den schweren Abschied von diesem Feldlazarett beim A. O. K. Bothmer habe ich nicht mit erlebt, weil ich nach Hause zurückgerufen wurde zur Pflege der Eltern. Auf diese Weise habe ich meine Tätigkeit im Felde mit dem Sonderfrieden mit Rußland abschließen müssen und nur der Südararmee angehört.

5. Kriegserlebnisse aus dem Westen

von Alexandra v. Sandersleben (Kapitel 15)

Welliges Heideland, verstreute Kiefernwaldungen, gute Chausseen, aber verödete Felder und zerstampfte Wiesen, und über dem allen ein dicker, grauweißer Staub, - die Champagne. In einer Talmulde, kaum 5 Minuten von einer ausgedehnten Bahnhofsanlage entfernt, liegt im Kiefernwald verborgen und gegen Fliegersicht gut mit Reisig gedeckt das Soldatenheim. In den niedrigen Baracken herrscht jederzeit reges Leben. Gilt es doch, die durchreisenden Soldaten, die teils zur nahen Front zurückkehren, teils auf Urlaub in die Heimat fahren, unterzubringen und zu bewirten. In der Küche ist ständig eine Schwester tätig, eine andere mit der Essenausgabe und dem Verkauf von Zigaretten, Tabak, Briefpapier und anderen Kleinigkeiten beschäftigt. Mir selbst bleibt der Nachtdienst. Wie oft trifft mitten in der Nacht müde und hungrig eine Truppe von etwa 100 Mann ein, die dann alle eine warme Suppe oder Tee mit Butterbrot bekommen, und ein Nachtlager finden sollen, bis sie am Morgen den Zug nach der Heimat erreichen, oder von der Ankunftsstelle nach der nur etwa 12 km entfernten Front in Marsch gesetzt werden. Am Tag nimmt mich der geschäftliche Teil ganz in Anspruch. Da gibt es Eingaben an die Ortskommandantur zu machen, Berichte an die Intendantur über Verpflegungsstärke, Tagesbesuche etc., Gesuche an das Generalkommando wegen baulicher Veränderungen oder Vergrößerung des Betriebes, Telefongespräche mit der Ortskommandantur wegen Stellung von Ordonnanzen, mit der Lichtzentrale, der Beutesammelstelle, der Korpswäscherei und Auskunftsstelle, Bestellungen beim Materialdepot, der Marketenderei und anderen Dienststellen. Da sind die Empfangsaufstellungen zu machen, nach denen wir auf Grund genauer Berechnung der pro Kopf zuständigen Portionssätze, sämtliche Lebensmittel für uns und die zu verpflegenden Leute vom Proviantamt erhalten. Alle 3 Tage bin ich stundenlang im Wagen unterwegs, um alles Notwendige vom Proviantamt, Bäckerei, Schlächterei und Marketenderei, die verstreut in den umliegenden Ortschaften untergebracht sind, zusammenzuholen. Dann gibt's mit dem Einordnen der Vorräte zu tun, Bücher sind zu führen, Berichte, Anfragen und Abrechnungen an unsere Zentrale in Dresden zu senden und anderes mehr.

Im Sommer 1918 war's, während der Champagneoffensive, als wir im Soldatenheim am Bahnhof Machault unsere heißeste Arbeitszeit hatten. Am 14. Julinachts 2 Uhr setzte das Trommelfeuer ein. Ich war gerade mit dem Nachtdienst fertig, weckte meine Mitschwester, und schnell ging es auf eine nahe Anhöhe, um das grausige und doch unheimlich schöne Schauspiel zu beobachten. Überall am Horizont, wo wir ja die einzelnen Orte unserer Front genau zu bestimmen

wußten, blitzte rötliches oder fahles Feuer auf, dessen Schein, von den tiefhängenden schwarzen Wolken reflektiert, weithin leuchtete und sogar unsere Wiesen grell erhellte. Der ganze Himmel zuckte und wetterte, dazu die bunten Leuchtkugelsignale und das dumpfe unaufhörliche Grollen der Geschütze, das war ein Eindruck, den man nicht wieder so leicht vergißt. Im Verlauf der Nacht belästigte uns alle heftiges Niesen und Tränen der Augen, wir hatten die letzten Ausläufer eines Gasangriffes zu spüren bekommen. Am nahen Bahnhof hatten man sogar alarmiert und mit Gasmasken gearbeitet. Der Durchzug der Truppen nahm nun ständig zu, auf allen Straßen herrschte reger Verkehr, Verwundete und Gefangene, Wagen und Autos in Mengen. Wir hatten gewußt, was bevorstand, und uns mit allem nötigen eingedeckt. So waren wir in der Lage, mehrere Tage, trotz mangelhafter Kochgelegenheit, täglich 5 bis 600 Mann mit Mittagessen zu versorgen. Wald und Wiesen lagen voll Truppen, da unsere kleinen Baracken längst nicht dem Ansturm genügten. Stundenlang dauerte die Essenausgabe, da mehrmals nacheinander neu gekocht werden mußte, bis alle geduldig Harrenden befriedigt waren. Inzwischen bereiteten wir schon mit Hilfe einiger netter Soldaten, die sich nützlich machen wollten, die Abendkost vor, über 3000 Butter- und Wurstbrote wurden gestrichen und im Laufe des Abends verteilt. So ging es bis in die Nacht hinein, und dann legte man sich für ein paar Stunden zur Ruhe, froh im Bewußtsein, mithelfen zu können, und schlief traumlos und fest trotz Trommelfeuer, Fliegerlärm und dem Geknatter der nahen Abwehrgeschütze.

6. Zwei Briefe aus den Kämpfen mit den Polen

von August und Trude v. Rospatt (Kapitel 25)

Birnbaum, den 4. Februar 1919.

Wir bekommen von allen Seiten so viel Anfragen, wie es uns geht, daß wir miteinem Rundschreiben Nachricht geben wollen. Seitdem der Grenzschutz zur Abwehr der polnischen Okkupation hier eingetroffen ist (4. Januar), haben wir wieder Hoffnung, daß wir hier deutsch bleiben werden. Jedenfalls ist die Schmach vom deutschen Reich genommen, ohne Widerstand eine blühende Provinz den Polen preisgegeben zu haben.

Unsere Söhne sind beide im Grenzschutz eingetreten und bei der Kavallerie-Abteilung I Grenzschutz Birnbaum im Dienst. Es ist uns ein schwerer Entschluß gewesen, unseren lieben Jüngsten, der erst 15³/₄ Jahre alt ist, nicht zurückzuhalten. Aber seine Verzweiflung über diesen Versuch war so groß, und sein Beispiel wirkt so anfeuernd auf die andere hiesige Jugend, daß wir das schwere Opfer brachten. Gott sei Dank sind sie ganz in der Nähe des Landratsamts untergebracht, so daß wir sie häufig sehen. Bislang geht es ihnen gut. Unser Haus wird selten leer von Gästen, Flüchtlingen, von den hiesigen Offizieren (ca. 30), so daß wir ein recht bewegtes Leben führen.

Unsere Tochter Julchen ist im Lazarett und neuerdings in zwei neu gegründeten Soldatenheimen des Vaterländischen Frauenvereins tätig. Die Lage ist hier folgende: Vier Fünftel des Kreises sind leider von den Polen besetzt, und letztere stehen seit einiger Zeit unmittelbar vor Birnbaum. An Kanonendonner haben wir uns schon gewöhnen müssen. Zweimal ist Birnbaum schon von der feindlichen Artillerie beschossen worden, ohne daß großer Schaden entstanden ist. Das Niederdrückende ist, daß alle unsere Freunde hier in großer Not sind. Entweder sind sie von den Polen schon als Geiseln fortgeschleppt, oder sind geflüchtet, und ihre Frauen zum Teil in der Gewalt der Polen. Auch jede Beschießung unsererseits bedeutet für unsere Kreisinsassen Tod und Elend.

Von dem schrecklichen Tode des Herrn von Haza auf Lewitz (Kreis Meseritz) nicht weit von Birnbaum, werdet Ihr wohl alle mit Staunen in der Zeitung gelesen haben. Aus dem Kreise Birnbaum sind bis jetzt im Ganzen 14 Geiseln fortgeschleppt, darunter Forstmeister Fiedler und Graf Lehndorf.

Am 16. Januar haben unsere Söhne die Erstürmung von Kähme, einem hochgelegenen Dorfe, mitgemacht, und dabei ihre Feuertaufe erhalten. Bis vor kurzem konnten wir noch mit Posen sprechen und uns überzeugen, wie es dort geht. Jetzt ist der Verkehr ganz gesperrt. Wir hoffen nun immer auf Verstärkungen, esfehlt hier noch sehr an Mannschaften und Offizieren.

Wir bitten Euch alle, für unseren Grenzschutz zu werben und die Freiwilligen hierher nach Birnbaum zu weisen. Hoffentlich kann unsere Linie hier weiter vorgeschoben werden, so daß Birnbaum besser geschützt ist, auf den Gütern im Kreise östlich von Birnbaum sollen die Polen fürchterlich hausen, alles Viehschlachten, die Pferde wegnehmen, die Spiritus- und die Weinkeller leeren usw. Es sind traurige Zeiten für die arme Provinz Posen.

Wie mag es Bernuths und Günthers gehen? Günther traf ich am 25. auf einer kleinen Landrats-Konferenz in Landsberg. Er hatte von seinen Eltern seit dem 10. Januar keine Nachricht. In Goray ist Vater Jacobi zurück, während Sohn Carl noch bei seinem Regiment in Bromberg ist. Für die Sendung von Liebesgaben für unsere Grenzschutz-Truppen hier (ca. 1200 Mann) wären wir sehr dankbar.

Gestern war ein Sturm auf Kulm, eine nahe gelegene Domäne. Leider ist dieser Sturm, trotz aller langen Vorbereitungen, mißglückt, und es hat viele Verwundete und manchen Toten gegeben. Trude war von früh an zum Empfang der Verwundeten im Lazarett. Auf ihre Frage an einen derselben, was die Kavallerie-Abteilung mache, bei der unsere beiden Söhne waren, antwortete er: "Die sind fast alle gefallen." Auf ihre weitere Frage, ob sie was von den zwei Landratssöhnen wüßten, hörte sie zu ihrem Entsetzen: "Ja, die sind beide tot." Erst eine Stunde danach, in welcher sie dauernd Verwundete verbinden mußte, kam der Rest der Kavallerie-Abteilung mit unseren Söhnen heil und gesund am Lazarett vorbeigeritten.

August und Trude.

Birnbaum, den 21. Februar 1919.

Groß war unser Schreck, als wir in der Zeitung lasen, daß Birnbaum zu Polengeschlagen werden sollte, trotzdem die Linie am 6. Februar östlich von Birnbaum ging. Wir sandten nun an alle möglichen Instanzen Depeschen, Erzberger, Weimar, Brockdorf, Staatsregierung etc. Von allen Seiten nur bedauernde, ablehnende Antwort. Nur Brockdorf telegraphierte: "Nehmen Sie für sich das Selbstbestimmungsrecht der Völker in Anspruch." So beschlossen wir alle, Birnbaum zu halten.

Wir sind uns völlig über die Tragweite klar, daß es um Tod und Leben nicht nur des tapferen Grenzschutzes, sondern auch um unser aller Existenz geht. Es war ein dramatischer und unvergeßlicher Tag gestern, an dem die ganze Bevölkerung sich auf dem Marktplatz einfand, ein großer Umzug der ganzen Truppen mit schwarz-weiß-roten Fahnen und der Bevölkerung stattfand, und

nachher die Stadtväter und die Landfrauen vom Hauptmann Boelke in einer Sitzung darüber in flammender Rede aufgeklärt wurden. Nicht wir brachen den Vertrag, sondern die Polen griffen schon vorgestern an zwei Stellen, Nackel und Bentschen, an, brachen also ihrerseits den Waffenstillstand, da kann doch niemand verlangen, daß wir ohne Schwertstreich die so zäh verteidigte Stadt Birnbaum aufgeben sollen. Gestern Abend wurde nun Birnbaum beschossen, 14 Granaten, einige ganz in unserer Nähe. Natürlich antworteten unsere Geschütze. Vorgestern Abend kam eine Schwadron Schwedter Dragoner an. Abends waren die Herren bei uns.

Schickt uns Freiwillige, die sich nur hier in Birnbaum beim Hauptmann Boelke, unserem famosen Kommandeur, zu melden brauchen. Ihr helft damit eine deutsche Stadt dem Deutschen Reiche zu erhalten. Im voraus vielen Dank. Es kommt auf jede einzelne Persönlichkeit hier an. Unsere Truppen tragen alle auf dem rechten Ärmel ein schwarz-weiß-rotes Bändchen, die Disziplin ist famos.

Unsere lieben Jungens haben viel Patrouillenritte, und wir freuen uns, daß wir sie hier oft sehen können, augenblicklich machen sie einen Maschinengewehrkursus mit. Julchens Soldatenheim macht ihr sehr viel Freude. Wir gründen jetzt ein Flüchtlingsheim, da man gar nicht weiß, wohin mit den Armen. Das Lazarett ist natürlich voll belegt. In den nächsten Tagen soll ich, Trude, nach Wronke, d. h. also ins feindliche Lager, zu einer Besprechung des polnischen Obersten Volksrats als Vertreter des deutschen Roten Kreuzes der Provinz Posen. Es ist nicht sehr gemütlich, ich wollte, ich wäre wieder zurück. Es ist rührend, wie jeder mir besorgt abrät, zu fahren. Das Grenzschutzkommando gibt bis an die Grenze zwei Soldaten mit. Es wird schon gehen!

Gestern war die Witwe des gemordeten Herrn v. Haza bei uns, von neuem ergriff uns die Wut über die hinterlistige Gemeinheit der Polen. Die sechs Gemordeten waren schon fünf Tage tot, da leugnete noch Korfanti und die ganzen Polen, daß sie etwas von ihm wüßten, dabei ist nachher rausgekommen, daß sie sich die Köpfe zerbrochen haben, wie sie es vertuschen könnten. Man kann gar nicht ruhig darüber werden. Hätten wir nicht von hier einem Regierungsrat nach Posen unsere Angst telegraphiert, so wäre nie etwas herausgekommen. Er erzwang sich den Zugang zum Kernwerk und fand die furchtbar zugerichteten Leichen, einem fehlte z. B. ganz der Kopf usw. - Nachher bei den Verhandlungen hieß es in den Zeitungen: "An den Leichen war keine Mißhandlungsspur zu sehen." Es ist zu schrecklich. Ich glaube, ihr kennt ihn alle, unseren treuenguten Haza und könnt gewiß unsere Wut verstehen. Ich habe die Frauenratssitzung einberufen und als deutsche Kundgebung ausgestattet, 730 Frauen kamen, und es war wundervoll feierlich. Ein Wille in allen Frauen, die sonst so viel Bedenken haben, alles trug schwarz-weiß-rote Fahnen, sang Deutschland über alles, und einstimmig wurde eine Resolution abgefaßt, daß auch die Frauen unbedingt

hinter dem Grenzschutz stehen, und auch gegen die Regierung und gegen jeden Befehl von oben Birnbaum deutsch erhalten wollen. Dies schickten wir an Brockdorf, Weimar, Generalkommando, Erzberger, Scheidemann usw. ----- Wir haben zum Teil gute Zusagen bekommen, "wir wollen versuchen!" So sind wir eigentlich Empörer, und haben trotzdem so ganz das Gefühl, im Recht zu sein.

Wenn es doch gelänge! Unsere liebe deutsche Heimat, 500 Jahre deutsch. Eben kommt eine Depesche von Erzberger: "Billige das Halten von Birnbaum." Na also! Derselbe, der kurz vorher telegraphierte, daß wir uns fügen müßten.

Tausend herzliche Grüße, Eure Geschwister

August und Trude.

